

Elternschaft und Forscherlaufbahn vereinbaren – ist das möglich?

G. Saul-Soprun

«Stellen Sie sich vor, Sie seien Professorin oder Professor an einer Universität und sollten ein fachliches und persönliches Profil Ihrer zukünftigen wissenschaftlichen Mitarbeiterin oder Ihres Assistenten entwerfen.» An die Lösung dieser Aufgabe machen sich Studenten oder Doktorandinnen immer mit grossem Eifer, wenn sie meine Seminare zur Karriere in der Wissenschaft besuchen. Sie stellen zahlreiche Forderungen wie fachliche Nähe, intensives Forschungsinteresse, gute Methodenausbildung, exzellente Sprachkenntnisse, umgängliches Wesen.

Diese Bedingungen sind jeweils unumstritten. Regelmässig wird aber ein Punkt etwas verschämt zur Diskussion gestellt: «Als Professorin oder Professor würden wir in unserem Team eine Person wünschen, die uns zeitlich möglichst weitreichend und flexibel zur Verfügung steht.» In diesem Moment wird ihnen klar, dass sie selbst gemeint sind. Sie werden nicht als Arbeitskraft mit einer festen Dienstzeit gebraucht, sondern als Person, die ihren Lebensmittelpunkt im Labor oder in der Bibliothek des Instituts hat.

Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler qualifizieren sich ausser durch ihre wissenschaftlichen Leistungen auch durch ihre Anwesenheit am richtigen Ort. Sie erfahren im unmittelbaren persönlichen Kontakt, wie Wissenschaft gemacht wird. Unter Anleitung eines Meisters und seiner Gesellen arbeiten sie in einer Werkstatt und lernen dabei die Kniffe des wissenschaftlichen Handwerks und die Geheimnisse der Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Gemeinde kennen. Diese entsteht dadurch, dass andere Wissenschaftler das Nachwuchstalent eines Tages als eines der ihren betrachten, d. h. Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler wird man durch Anerkennung und Zuschreibung des wissenschaftlichen Feldes. Das hat Sandra Beaufäys gerade in ihrer kürzlich erschienenen Studie «Wie werden Wissenschaftler gemacht» am Beispiel von Geschichtswissenschaften und Biochemie herausgearbeitet.

In diese Lebensphase, die ein Jahrzehnt dauern kann und die in der Hauptsache auf die Entwicklung der Wissenschaftspersönlichkeit abzielt, fällt auch die Familiengründung. Junge Eltern sind oft nicht darauf vorbereitet, in wel-

cher intensiven Form sie ihrem Baby assistieren müssen. Der stundenlang selig schlafende Säugling ist leider ein Mythos. Kleinkinder brauchen Tag und Nacht Pflege und Zuwendung. Babys akzeptieren in den ersten Monaten in keiner Weise, dass Vater oder Mutter in ihrer Gegenwart ein Eigenleben führen. Sobald sie die Augen aufschlagen, beginnen sie mit einem umfangreichen Forschungs- und Trainingsprogramm, bei dem sie jederzeit unterstützt werden wollen. Seien es motorische, sprachliche oder soziale Fähigkeiten, das Baby möchte geschaukelt, in die Luft geworfen werden, es verlangt, getragen zu werden, liebt Gesang und Geschichten, möchte alles genau gezeigt bekommen und anfassen. «Nichts ist ihnen wichtiger, als ihre Versuche mit diesen Objekten anzustellen, die innere Natur der Dinge zu entschlüsseln, die Aufforderungen, Möglichkeiten und Grenzen der Welt zu erkunden und immer wieder Grenzen zu überschreiten. Kaum sind sie sich selbst überlassen, so beginnen sie, Arrangements für Experimente zu treffen, Versuche durchzuführen, Resultate zu würdigen, Laborbedingungen umzustellen, Laborassistenten herumzukommandieren, Versuchsreihen neu anzuordnen, Versuche zu wiederholen, zu variieren, zu stornieren, neue Resultate mit den bisher gefundenen zu vergleichen und schliesslich gewagte Selbstversuche anzukündigen», wie Barbara Sichtermann in ihrem Klassiker «Vorsicht Kind» plastisch beschreibt.

Es ist faszinierend, ein Kind auf seinem Weg zu begleiten, ihm bei seiner Entwicklung an die Hand zu gehen. Je weniger Paare sich ihren Kinderwunsch erfüllen können, desto kostbarer sind die Wunsch Kinder für Eltern und Gesellschaft. Allein schon aus diesem Grund ist Unterstützung notwendig, damit Elternschaft ohne allzu grosse finanzielle Sorgen übernommen werden kann. Unschwer lässt sich erkennen, dass Wissenschaftlerdasein und Elternschaft sich nur vereinen lassen, wenn brauchbare Kompromisse gefunden werden.

Die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen einer beglückenden Elternschaft ohne Karriereverlust in der Wissenschaft ist die richtige Partnerwahl. Ideal ist, wenn sich die Eltern in der Betreuung abwechseln können. Dies kann stun-

Gunta Saul-Soprun,
Diplom-Soziologin
Academic Consult
Mainstrasse 2a
D-63303 Dreieich
Tel. +49 6074 86 10 31

E-Mail:
kontakt@academic-consult.de

Internet:
www.academic-consult.de

denweise oder auch in bestimmten Abschnitten erfolgen. Einbezogen werden müssen die Vorgesetzten beider Elternteile, weil dafür eine Stundenreduzierung oder eine andere Arbeitszeitgestaltung notwendig ist. Sowohl junge Männer als auch junge Frauen sollten also bei der Wahl ihres Arbeitsplatzes auf diese Komponente achten. Sie müssen um Verständnis dafür werben, dass ihr wissenschaftliches Interesse nicht weniger geworden ist, weil sie auch Eltern sein wollen. Es kann aber sein, dass sie ihre vollständige Konzentration auf die Wissenschaft in der weniger gewordenen Anwesenheit am Arbeitsplatz um so nachhaltiger demonstrieren müssen.

Ein Teil des Arrangements muss darin bestehen, dass die jungen Eltern jeweils an den relevanten sozialen Ereignissen in ihrem Arbeitsbereich teilnehmen können und sie ständig in den Informationsfluss einbezogen werden. Dies ist im Zeitalter von E-Mail und häuslichen Arbeitsplätzen nicht mehr so aussergewöhnlich. Warum sollten junge Eltern nicht auch an

Tagungen teilnehmen, bei denen der eine Teil den Vortrag hält, der andere das Kind unterhält?

Zusätzlich ist normalerweise die Beteiligung von weiteren Familienmitgliedern oder bezahltem Personal notwendig. Denkbar sind auch Zusammenschlüsse mit anderen jungen Eltern zur gegenseitigen Betreuung der Kinder oder Formen der Nachbarschaftshilfe.

Wenn das Kind etwas älter ist, sind Arbeitsplätze mit Kinderbetreuung interessant. Es gibt Einrichtungen der medizinischen Versorgung, die in einem Betriebskindergarten auf dem Klinikgelände Kinder im Alter von wenigen Monaten bis zum Schulalter hüten. Sie sind vom frühen Morgen bis zum frühen Abend geöffnet; die Kinder können nach den beruflichen Bedingungen der Eltern gebracht und abgeholt werden. Solche betrieblichen Betreuungsangebote werden in Zukunft den Ausschlag geben, wenn gut qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Wahl zwischen verschiedenen Arbeitsplätzen treffen.

Klinische Epidemiologie in der Schweiz: Wo und wohin?

S. Hölzer

Die heutige Wahrnehmung von Krankheit, die Notwendigkeit der Behandlung von bestimmten Leiden oder der Mehrwert von Prävention sind verzerrt. So richtet sich die Nachfrage von Gesundheitsleistungen weniger an einen realen Bedarf, mitunter an künstliche Bedürfnisse und immer häufiger an ein finanziell tragbares Angebot. Klinische Forschung bleibt öfters auf den Wirksamkeitsnachweis neuer Therapiemethoden mit Marktpotential, d. h. vorhandener Nachfrageseite, beschränkt. Die Zweck-Mittel-Relation des Gesamteinsatzes der Ressourcen gerät in den Hintergrund, dabei würde die heutige informationstechnische Infrastruktur die Voraussetzungen schaffen, um gezielten epidemiologischen Fragestellungen im positiven Sinne als «Abfallprodukt» nachgehen zu können.

Epidemiologie untersucht das Verhältnis von «gesund» und «krank» in bezug auf das Auftreten in Bevölkerungsgruppen und deren Determinanten. In der Schweiz werden allein in den

Krankenhäusern jährlich rund 30 Mio. Euro für gesetzlich vorgeschriebene Dokumentationen zu «epidemiologischen Zwecken» aufgewendet. Vergeblich sucht man Zahlen zu Inzidenz oder Mortalität bestimmter Erkrankungen in der nationalen Gesundheitsberichterstattung. Es gibt keine verlässlichen Analysen und Zahlen. Dabei ist es gerade im Sinne der Epidemiologie mit vorhandenen Methoden und Daten, repräsentative Ergebnisse oder Schätzungen vornehmen zu können, ohne flächendeckende, allumfassende und damit per se aufwendige Datenerhebungen durchführen zu müssen.

Aufwand – Nutzen

Ärzte, Pflegepersonal und Paramedizin dokumentieren und kodieren heute mit hohem Aufwand im ambulanten wie stationären Bereich. Eine enorme Datenfriedhof, der fast allein dem

Korrespondenz:
PD Dr. med. Simon Hölzer
c/o H+ Die Spitäler der Schweiz
Lorrainestrasse 4 A
Postfach 302
CH-3000 Bern
Tel. 031 335 11 24
Fax 031 335 11 70
E-Mail: simon.hoelzer@hplus.ch

Leistungsnachweis und den Finanzierungszwecken dient. Diese ökonomisch geprägten Fragen verdrängen die eigentlich wichtigen epidemiologischen Fragen der breiten öffentlichen Gesundheit und Gesundheitserhaltung. Daneben müssen aufwendige Studien konzipiert werden, um Grundsatzfragen nachgehen zu können. Diese liessen sich bei verbessertem und gezieltem Einbezug vorhandener Daten effizienter gestalten.

Wo stehen wir?

Medizinische, vielfach für weite Teile der Bevölkerung relevante Fragestellungen bleiben unbeantwortet. Dies auch im Hinblick auf die sogenannten Volkskrankheiten. Folgende Fragen gilt es primär zu beantworten:

- Einfluss von Umwelt, regionalen und patientenbezogenen Faktoren auf die Morbidität und das Ansprechen auf medizinische Verfahren.
- Anwendung und Anwendbarkeit evidenzbasierter Versorgung und deren Auswirkungen über die Zeit.
- Marktdurchdringung akzeptierter und positiv geprüfter Verfahren.
- Klinische Relevanz medizinischer Verfahren unter Realbedingungen (neben des «In vitro»-Wirksamkeitsnachweises in klinischen Studien). Leider schlägt hier immer häufiger statistische Signifikanz die klinische Relevanz.

Verbesserungspotential

Ein sektorenübergreifendes Verfolgen («tracking») des Patienten ist technisch möglich (anonymer Verbindungscode oder Gesundheitskarte), aber scheinbar nicht gewollt. Die Nutzung von stan-

dardisierter, elektronisch verfügbarer Information zu Erkrankung, Heilung und Interaktion muss über den Versicherungsstatus, die behandelnde Versorgungsstruktur oder Versorgungsform ermöglicht werden. Die Krebsregister in Deutschland oder den skandinavischen Ländern machen es vor: Die Verknüpfung epidemiologischer und klinischer Daten auf regionaler Ebene ermöglichen z.B. die Diskussionen um Behandlungsfortschritte bei metastasierten Krebserkrankungen. Dass die Frage nach dem generellen Nutzen der Chemotherapie bei vielen fortgeschrittenen Tumoren ernst zu nehmen ist, zeigen die aktuellen Auseinandersetzungen. Gleichzeitig werfen sie ein ganz neues Licht auf die Qualität des Gesundheitssystems angesichts von Kostendruck, Rationalisierung und Rationierung. Auch in anderen Versorgungsbereichen würde man sich die Möglichkeit für solche Diskussionen wünschen. Dazu gehört gerade heute ein Warnsystem zu auffälligen Häufigkeiten bestimmter Erkrankungen, wie Impfkomplicationen bei wechselnden Impfverfahren für Kinder und Säuglinge oder die Manifestation von Hüftgelenksdysplasien in bestimmten Altersgruppen.

Rückblick und Ausblick

Für eine zielorientierte Gesundheitsberichterstattung braucht es eine Infrastruktur, die u.a. auf vorhandenen (Routine-)Daten aufbauen kann. Trotz des Vorhandenseins von aufwendigen Strukturen wird im Zuge kurzfristiger gesundheitspolitischer Diskussionen diese nationale Aufgabe vernachlässigt. Problemorientierte Epidemiologie zahlt sich mittel- und langfristig aus. Sie liefert sach- und stufengerechte Informationen, die es Medizinern und der Gesundheitspolitik erlauben, u.a. auch kostenbewusste Entscheidungen treffen zu können.